

✓ DIONYSOS, PROMETHEUS, CHRISTUS

Unter dem obigen Titel gibt Walter Kiechler „Besinnung und Gesang“<sup>1</sup> über den Sinn der Gegenwart. In das schmale Buch hat sich verdichtet, was etwa seit über einem Jahrzehnt wie zu einer neuen Tradition geworden ist. Es ist, wie all die Aufbruch-Richtungen seit dem Weltkrieg sichtigten, das Wissen darum, „daß eine alles überschattende, eine vielleicht unwiderrufliche Entscheidung für Europa hereinbricht“ (11). Es ist, wie Scheler es in seinem Werk und noch mehr im Schicksal seiner Person darstellt, eine neue Situation zwischen der „Frage... und Offenbarung ewiger Mächte an uns“ und der „Antwort des Ewigen im Menschen“ (13). Diese neue Situation scheint einmal, wie Leopold Ziegler im Werdegang seines Lebenswerkes es anstrebt, auf das Mythische des Ewigen Menschen zu gehen: Dionysos und Prometheus: „Dionysos“ als „der ewige Leib des Menschen, so wie Prometheus dessen ewiger Geist und Wille ist“ (39). Sie scheint aber auch ganz allgemein, wie es die Sicht der beiden Brüder Jünger ist, auf eine neue „Durchgötterung“ der Welt zu gehen: „wenn die Dichter unserer Tage den Urgrund ihres Volkes herauf-rufen, wenn sie Quell und Leitstern dieses Volkes in Worte schließen, wenn sie Unerforschliches aussagen, erkennen und bekennen sie dieses Letzte unter dem Namen der Götter“ (14). Es geht hierin um eine Einheit von Jenseits und Diesseits: „in Wahrheit ... ist das Jenseits im Diesseits, und nichts ist im Diesseits, was nicht drüben eine Entsprechung hätte, und beide Welten durchdringen sich jeden Augenblick in nie ermüdender Umarmung“ (45). Dann wird es aber tiefer, wie Theodor Haecker und andere die Zeit sichten, die Situation einer neuen Entscheidung zwischen „Mensch-Gott“ und „Gott-Mensch“ und hierin zwischen „Luzifer“ und „Christos“: „die Hinwendung zum Absoluten... die heute festzustellen ist und die zunächst das Absolute im Zeichen eines Mythos begreift, ist trotz der Vielfalt ihrer Manifestationen in den Völkern bereits ein erster Schritt zu einer neuen Vereinfachung der Welt, die früher oder später alle Völker an den Kreuzweg führen wird, wo Christ und Antichrist auf sie warten“ (51). So erscheint folgerichtig zuletzt die Situation als solche zum „kommenden Gott-Mensch“ (61) als dem „Christos-Basileus“, dem „Weltrichter und Weltenherrscher, der die Zeit verwandeln wird in Ewigkeit“ (61): wie die katholischen Richtungen der Nachkriegszeit das Bild Christi sahen: als den verkörperten Christus und als den Christus der Endzeit. „Der Erlöser am Kreuz und das unblutige Opfer in der Hostie“ erscheinen einzig als „die Voroffenbarung“ dieses Christus.

Aber das unterscheidend Eigentümliche der Sicht Kiechlers ist dann ein Anderes. Es ist zunächst die Sicht auf ein Christentum der „Vollendung des siebenten Tages“ (65). Bisher „hat das Christentum periodisch geschwankt zwischen Weltverneinung und Weltbejahung, zwischen Aktivität in der Zeit und Passivität im Pneumatischen. Jene Synthese von aktiv und passiv, jene Einheit von Handeln und Leiden, die Christus vorlebte, wurde vom Christentum bis heute nur in Bruchstücken verwirk-

licht“ (62). Darum wird die Art, wie in Nietzsche das Symbol des „Mensch-Gott“ erscheint und in Dostojewski neu der Gott-Mensch sich kündigt, die Prophetie der geahnten „Vollendung“. „Der Deuter der Seele und der Kündiger des Leibes, der Ekstater des Leidens und der Verherrlicher der Tat, der Vorkämpfer des Gott-Mensch und der Vorläufer des Mensch-Gott, sind sich nicht nur im Wesen nahe wie Geschwister, die sich hassen, sind nicht nur beide Glaubende, Hoffende und Liebende; über diese menschliche Nähe hinaus ist dem Werk von beiden eines gemeinsam: sie ersehnen den Menschen als wirklichen Neugestalter, Dostojewski aus der Kraft der Gnade, Nietzsche aus der Kraft der menschlichen Natur. So zeigen sie uns die zwiefache Verwurzelung unseres Wesens und den zwiefachen Sinn unserer Sendung: denn aus Erde und Himmel ist der Mensch gefügt, die Kräfte beider überschneiden sich in ihm, und für beide Welten ist ihm gesetzt zu wirken“ (28f.).

Doch da für Kiechler die fast errechnende Abhandlung übergeht in die schauende Dichtung, empfängt diese Sicht eine tiefere Färbung. Gewiß leuchtet, in der „Hymne an Christos“, der Glanz des Christos des Epheserbriefes, Christos als „In-Eins von Himmel und Erde“:

„Erde wird Erde sein, meerentstiegen und neu,  
Wasser wird Wasser sein: Tiefe des Grenzenlosen,  
Luft wird leuchten, flammenumgürtet,  
Feuer wird Feuer sein, wesernährdend,  
Alles wirst du tragen in klarer Schweben,  
Tag der Himmel über erneuerten Sternen,  
Tag der Erde über Wasser und Feuer:  
Tag über dunkle Meere,  
über unsichtbare Meere“ (114).

Aber diese Vision wird geschaut im „fahlenden Abend“ und im „Ritt in die Nacht“, und wird geschaut selber im Symbol der „Nacht“:

„Denn immer  
kommt der Anruf, der große, die lösende Stimme,  
jäh aus Fährnis und Schauder,  
immer  
ist es der fahlende Abend vor dem Ausbruch.  
Ist es der Ritt in die Nacht:  
daß das Herz, errahnd Nacht hinter Nächten,  
aufschlägt, dunkel tönender Katarakt,  
nieder auf Klippen des Todes,  
Abgrund nehmend um Abgrund,  
tieferer Tiefen gewiß —,  
daß es, feuertragender Berg,  
Nachts sich umwölkt, aus Umwölkung entsendet  
Rauch auf Meere und Höhn,  
größer denn Sterne und Meer“ (76).

Und so enthüllt sich der „Anruf“ doch nur als Anruf des Todes in den Rausch des Todes:

„O Anruf des Unbekannten, o Stimme des Fährmanns!

.....

Gegenwärtiger du, während stummer Begleiter,  
eingeboren den Wesen ...

.....

Du, inwendig erfüllt vom Modern des Laubes,  
du, des Atems voll der Jahrtausende,  
Schlürfen der Quellen, du, wie das Meer,  
in sich trinkend die Ströme, niegesättigt —“ (87f.).

<sup>1</sup> Dionysos, Prometheus, Christos. Besinnung und Gesang, von Walter Kiechler. 80 (115 S.) München 1939, Wewel, M 3.80

So wird, durch alle Rede vom „Kommenden“, doch deutlich, wie diese gesamte Sicht eher ein Ende ist: wie auch ihre Sprache nicht umsonst als schönes Abendrot der Sprache Nietzsches und Stefan Georges und auch Rilkes sich gibt. Es ist immer noch jenes sehnstchtig gewollte Gold, das schon die Zeit der Bildungsdichtung (in Heyse und Geibel usw.) malte und malte, weil die wahre Entwicklung unerbitlich entgegengesetzt ging: zu einer Erde unverhüllter Endlichkeit. Es ist der erschütternd vergebliche Versuch, dem einen wahren Zeichen der Zukunft auszuweichen: dem „enthüllten Kreuz“. Darum ist der Kult des Todes das Letzte in dieser ganzen Richtung. Denn das Kreuz allein ist die Auferstehung, und sein Sterben ist das Ewige Leben. „Quasi morientes et ecce vivimus“, sagt der Apostel: „als ob wir stürben, und siehe, wir leben“. Im Kreuz ist das Sterben nur das Quasi, das Als-Ob, und das Leben das Ecce, das Siehe der überströmenden Glorie.

Erich Przywara S. J.

## GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN — GESTERN UND HEUTE

Wenn man das jüngste Werk von Joseph Braun über die Geschichte des Reliquiars<sup>1</sup> durchliest und die prächtigen Abbildungen betrachtet, dann wird hinter diesen gelehrten Seiten und durch die Fülle der Bilder hindurch eine geistige Wirklichkeit unseres Glaubens sichtbar: Gemeinschaft der Heiligen. Und je mehr man sich hineinliest in die scheinbar so nüchternen Aufzählungen und hineinsieht in die fast unübersichtbare Welt von Formen, um so erschütternder wird der Eindruck, daß unsere katholische Vergangenheit mit geradezu leidenschaftlicher Begeisterung die Gemeinschaft der Heiligen gelebt hat, die vielen von uns Heutigen nicht viel mehr bedeutet als eine Erinnerung an die Zeit, da wir noch Katechismusfragen auswendig lernten.

Vielleicht gibt es wenige Gebiete, auf denen die Verwüstungen des Rationalismus in unserem Glaubensleben so deutlich zu Tage treten wie gerade in der konkret-sichtbaren Form der Heiligenverehrung, wie sie sich im Reliquienkult verdichtet hat. Es ist nicht unsere Aufgabe, in diesem Zusammenhang die Berechtigung katholischer Reliquienverehrung zu verteidigen. Das dürfen wir als bekannt voraussetzen. Von größerem Belang ist uns die Feststellung einer Entwicklung, die von einer Überspannung der sichtbaren Erscheinung zu einer Überspannung des geistigen Sinns der Heiligenverehrung führte. Oder mußte man sogar zugeben, daß die allmähliche Zurückdrängung des Reliquienkultes eine Verflüchtigung der Heiligenverehrung überhaupt verschuldet hat? Vielleicht ist es unmöglich, in solchen Entwicklungen Ursache und Wirkung klar voneinander abzuheben. Aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß wir Gläubige von heute nicht annähernd so im Bewußtsein der „Communio Sanctorum“ leben, als es etwa unsere mittelalterlichen Vorfahren taten.

Was bedeutet schon im Leben des modernen Christen der Namenspatron, der Pfarrpatron, der Schutzheilige der Stadt oder des Landes? Und schon gar Reliquien? Als interessantes Dokument einer versunkenen Zeit

betrachtet der neugierige Beschauer die goldgekrönten, in bunte Prunkgewänder gehüllten Skelette auf den Altären unserer Barockkirchen und wird sich dabei nur seines innern Abstandes und seiner entschiedenen Ablehnung solcher „Geschmacksverirrungen“ bewußt. Da war das Mittelalter schon anders. Seine herrlichen Schreine mit ihrem kostbaren Schmuck in Filigran, Email, edlem Gestein und Perlen aller Art bilden auch heute noch ein Kulturgut unseres Volkes. Wir sind gerecht genug, das anzuerkennen, wenn wir wieder einmal in der „Schatzkammer“ eines unserer Dome diesen Wunderwerken mittelalterlicher Kunst gegenüberstehen. Und die Gebeine der Heiligen, die in diesen silbernen und goldenen Schreinen ruhen? Sind diese Schreine nicht eher als Wunderwerke der Frömmigkeit zu bestaunen, Wunderwerke eines Glaubens an die Gemeinschaft der Heiligen, die uns heute fremd ist wie die Stilformen der heiligen Schreine? —

Es war nicht immer so bei uns, daß man wie heute von uns sagen konnte, wir Deutsche fragten bei einer Reliquie zuerst nach ihrer Authentik. Diese kühle Zurückhaltung, die so klug und so berechtigt scheint, entspringt einer tieferen Skepsis als nur einer geschichtlichen. Die rationalistisch-aufklärerische Unterschätzung des Sinnvollen zu Gunsten einer — der leibseelischen Ganzheit des Menschen so wenig entsprechenden — Überhebung des Geistigen, die das religiöse Leben bis auf den heutigen Tag wie mit einer Art Bleichsucht belastet, hat auch an dieser scheinbar weniger bedeutsamen Stelle ihre zersetzende Arbeit geleistet.

Vor der Aufklärung und vor allem vor der Reformation finden wir überall und besonders im deutschen Volk eine ganz entgegengesetzte Haltung. Die Heiligen gelten als die großen Helfer in allen Lagen und Nöten des Lebens. Ihre Reliquien besitzen, heißt sie gleichsam selber besitzen und ihres Schutzes sicher sein. Schon die alten Christen trugen ihre Enkolpien, kleine Reliquienkapseln, am Hals und verehrten ihre Brandea, kleine Tücher, die den Leib eines Martyrers oder wenigstens sein Grab berührt hatten. Auch die germanischen Völker pflegten diesen Kult mit heiligem Eifer. Rom, die Stadt der Katakomben mit ihren Martyrerleibern, übte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihre religiös so empfänglichen Seelen aus. In Scharen pilgerten sie aus dem Norden zur Heiligen Stadt, um dort in Ehrfurcht von Katakombe zu Katakombe zu wandern. Wir kennen so manchen Romführer der damaligen Zeit, in denen immer nur die Leiber der Heiligen aufgezählt werden, als wären sie das einzig Sehenswürdige der Ewigen Stadt.

Bald entstand der begreifliche Wunsch, solche Schätze auch in der Heimat zu besitzen. Karl der Große selber sammelte Reliquien. Sein Schwiegersonn Angilbert von Centula und Einhard eiferten ihm nach. Es ging dabei nicht immer mit rechten Dingen zu. Bei Nacht und Nebel wurden heilige Leiber ihren Gräbern entnommen und fortgetragen. Ein römischer Diakon Deusdona und seine Brüder Luniso und Theodor spielten dabei eine traurige Rolle. Für Geld lieferten sie die Gebeine aus, und es scheint, daß sie zuweilen auch mit einer falschen Etikette aus einem schlichten Christen einen berühmten Martyrer machten. Die größten Klöster in Frankreich und Deutschland bezahlten alles, um nur möglichst viele Reliquien für ihre Kirchen zu erhalten. Das kleine Millinheim wurde

<sup>1</sup> Die Reliquiare des christlichen Kultes und ihre Entwicklung. Gr. 8<sup>o</sup> (XXIV u. 743 S., 602 Abb.) Freiburg 1940, Herder. Geb. M 60.—